

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Götz Aly (Hrsg.)

Siegfried Lichtenstaedter

(1865–1942)

Prophet der Vernichtung

Über Volksgeist und Juden Hass

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Götz Aly: Ein Bayer, hellwach und jüdisch	7
Der jüdische Gerichtsvollzieher	47
Über tierisches Blut und jüdisches Blut	100
1895: Offenes Schreiben an Herrn Gladstone	109
1903: Geschichtsvorhersage bis 1945	116
Die Juden, »eine begabte Rasse«	139
Ottmar Rutz: Rede im Landtag – ein Dokument	143
Brief an einen antisemitischen Freund	158
Götz Aly: Antistupidinin für Edeldeutsche	177
1923: »Juden soll man totschiagen«	196
Anfang 1938: Untergang oder Umkehr	203
1941: Lichtenstaedters letzter Brief	216
Götz Aly: Lichtenstaedters Aktualität	220
Minderheitenhass in der Moderne	238

Anhang

Schriften Lichtenstaedters	268
Anmerkungen	273
Bildnachweis	283

Götz Aly

Ein Bayer, hellwach und jüdisch

Anfang Oktober 1923 verbot die Münchner Polizei für einige Wochen die Zeitung der noch kleinen NSDAP, den »Völkischen Beobachter«. Umgehend verlegten sich die nationalsozialistischen Propagandaleute auf das Ersatzblatt »Heimatland«. Ebendort, im unmittelbaren Umfeld Adolf Hitlers, erschien am 15. Oktober 1923 ein Aufsatz, der den 1915 von Türken begangenen Völkermord an etwa einer Million Armeniern als notwendige Tat verherrlichte. Verfasst hatte den Text ein gewisser Hauptmann Hans Tröbst. Dieser beschönigte den staatlich gewollten Massenmord nicht nur, sondern empfahl die Vernichtung »fremder« Menschen als vorbildlich, gefolgt von einem nur mäßig verdeckten Hinweis auf die Minderheit der deutschen Juden. »Die Türkei hat den Beweis geliefert«, so Tröbst, »dass die Reinigung eines Volkes im größten Stil von Fremdkörpern jeder Art sehr wohl möglich ist.«

Wie Adolf Hitler lebte damals auch Oberregierungsrat Dr. Siegfried Lichtenstaedter in München. Er arbeitete in der bayerischen Finanzverwaltung, war 58 Jahre alt, alleinstehend und las die rechtsradikale Presse regelmäßig und machte sich Gedanken darüber, was der zitierte Artikel im Klartext bedeutete: »Die 600 000 Juden des Deutschen Reiches und die 200 000 Juden Deutsch-Österreichs sollen totgeschlagen und ihre Güter den ›Ariern‹ gegeben werden. Hierzu bedarf es aber einer neuen Ethik. Diese lehrt: Die ›Fremdstämmigen‹ (= Fremdreliösen), die im Vaterlande leben, darf und soll man totschiagen und ihrer Habe berauben.« (Der vollständige Text findet sich auf S. 196–202 in diesem Buch.) Was später als Zivilisationsbruch bezeichnet wurde, hielt Lichtenstaedter schon 1923 für möglich. Als einer der Ersten erkannte er, wie – anfangs sehr diskret – im Deutschland der Weimarer Republik

eine »neue Ethik« entstand, ein neues Wertesystem, das den späteren Massenraubmord an den Juden legitimierte.

Am 6. Dezember 1942 wurde auch Siegfried Lichtenstaedter, der so vieles vorhergesehen hatte, im Alter von knapp 78 Jahren im KZ Theresienstadt ermordet. Sein kleines Vermögen war bereits »dem Deutschen Reich verfallen«. Nach Angaben der Lagerverwaltung starb er um 1.00 Uhr nachts im Zimmer 41 der sogenannten Jägerkaserne (Block A II) an »Altersschwäche«.¹ In einer Selbstauskunft für die in Czernowitz herausgegebene »Grosse Jüdische Nationalbiographie« hatte er sich 1936 so präsentiert: Am 8. Januar 1865 als Jüngster von fünf Geschwistern² im mittelfränkischen Baiersdorf geboren, ansässig in München, Doktor phil. mit Liebe zur Orientalistik, Volljurist, königlich-bayerischer Oberregierungsrat seit 1914, Ende 1932 »unter Anerkennung seiner vorzüglichen Dienstleistung« pensioniert, darüber hinaus »sozialpolitischer Schriftsteller, Kulturkritiker und tapferer Kämpfer für die Interessen des Judentums«.

Bis 1932 hatte er die meisten seiner Werke unter Pseudonymen erscheinen lassen, weil er sie »als aktiver Beamter, noch dazu Jude, unmöglich unter seinem bürgerlichen Namen veröffentlichen konnte«.³ Doch kaum war er aus dem aktiven Staatsdienst ausgeschieden, teilte er in seinen weiteren Veröffentlichungen mit, welche dazu passenden Schriften er früher unter »Decknamen« publiziert hatte.

Sein seit 1885 hauptsächlich benutztes, gleichermaßen gelehrt, weise und orientalisch klingendes Pseudonym Dr. Mehed Emin Efendi markierte mit dem substantivierten Adjektiv emin die Eigenschaften wahrheitsliebend und ehrlich. Ähnliches bedeutet das Pseudonym Ne'man, das unser Autor immer dann bevorzugte, wenn er seine jüdischen Glaubensbrüder unmittelbar ansprach, genauer gesagt: sie aufs Korn nahm. Manchmal nannte er sie auch Volksgenossen. Zum Pseudonym

Ne'man teilte mir Chaim Moykopf mit: »Ne'man beziehungsweise נֶמָן bedeutet treu, aufrichtig, hingebungsvoll, zuverlässig. Das Wort geht auf die vielfältig verwendete Wurzel נ-מ-נ (Alef, Mem, Nun) zurück, aus der auch das Wort Amen entstand. Das Pseudonym steht für die unverbrüchliche Zugehörigkeit des Autors zum Judentum, nicht im politisch-nationalen, sondern im geistigen und spirituellen Sinn.«

Insgesamt hinterließ Siegfried Lichtenstaedter drei größere Aufsätze und 43 mir bekannte Bücher und Broschüren, drei davon sind Übersetzungen. Seine Schriften enthalten engagierte Aufforderungen zum Naturschutz und zur Sparsamkeit; vor allem aber analysierte er nationalistische Streitigkeiten, ermahnte seine jüdischen Religionsgenossen und verfasste zeitkritische Satiren, in denen er sich mit jüdischem Witz und bayerischer Possenfreude den deutschen Antisemitismus vornahm. Die vorliegende Auswahl umfasst Schriften zum Antisemitismus und zu den ethnisch-nationalistisch motivierten Spannungen und Gewaltausbrüchen im 20. Jahrhundert.

Nach 120, 90 oder 80 Jahren lege ich sie erstmals wieder auf und möchte damit an einen kantigen, mit scharfer Beobachtungsgabe gesegneten bayerisch-jüdischen Autor erinnern. Das ist das eine. Zum anderen werden Sie, liebe Leser und Leserinnen, schnell erkennen, wie aktuell Lichtenstaedters Einsichten noch heute sind.

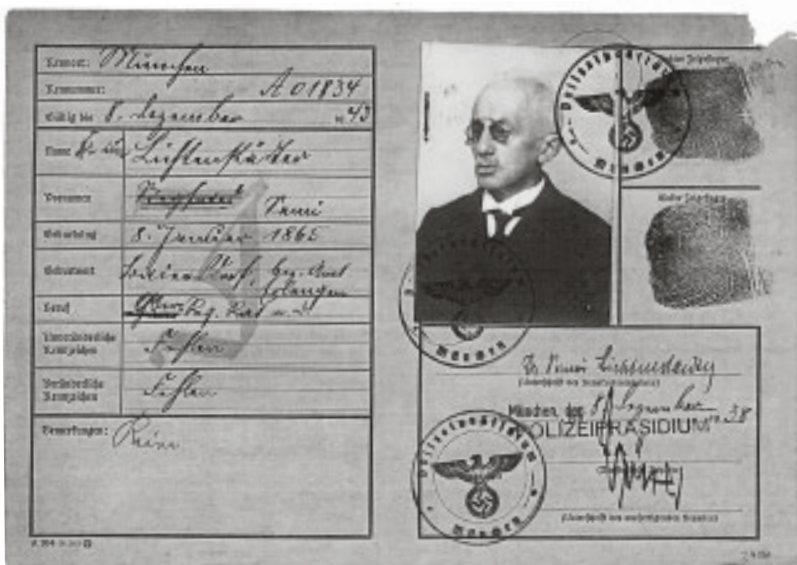
Seit einigen Jahren haben sich die schon fast besiegt geglaubten Gespenster Nationalismus, Minderheitenhass, Antiliberalismus und Intoleranz wieder in die politische Arena gedrängt, um dort ihre alten Stammplätze einzunehmen. Auf die wunderbar friedlichen Revolutionen von 1989/90 und die damit verbundenen Hoffnungen auf Ausgleich und Frieden überhaupt folgte das harte Erwachen. Politische, ethnische und religiöse Unduldsamkeit wuchern von neuem in einer Welt, die sehr viel komplizierter geworden ist. Und so lesen sich viele Texte des

ungewöhnlichen Autors Siegfried Lichtenstaedter, als seien sie gestern für uns Heutige geschrieben worden.

In seinem letzten, 1941 erschienenen Buch »Sprachenpolitik (Forschungen und Forderungen)« tauschte Lichtenstaedter den Begriff Minderheit gegen den Begriff Fremdkörper aus. Wie in seinen früheren Arbeiten bezog er Zeiten ein, in denen die Konflikte »riesenhaft« waren und dann wieder »so winzig«, dass »sie fast nicht wahrgenommen, geschweige denn empfunden« wurden. Deshalb definierte er den Status rassischer, sprachlicher oder religiöser Minderheiten als »relativ, pendelnd, wie Ebbe und Flut den stärksten Schwankungen unterworfen«. Begründend führte er an, es handle sich dabei nicht um eine objektive, sondern um die rein volkpsychologische Frage: Inwieweit wird eine Minderheit »von den anderen, aber auch von sich selbst als Fremdkörper gefühlt«?

Auf seine Gegenwart von 1941 bezogen konstatierte er: Gäbe es ein Instrument, mit dem sich der Fremdheitsgrad messen ließe, »würde man staunen, welcher Wechsel hier möglich ist«, und feststellen, dass die deutschen Juden »in den 70er-Jahren des 19. Jahrhunderts durchschnittlich zu einem Zehntel, seit dem 5. März 1933 bis heute dagegen durchschnittlich zu acht oder sogar neun Zehnteln als Fremdkörper empfunden werden«. Jenseits des wechselnden allgemeinen Empfindens »sind und bleiben sie ›die anderen‹« – »wobei man natürlich zwischen dem chronischen, latenten, schlafenden Gegensatz und den akuten Ausbrüchen der Volksleidenschaft unterscheiden muss«. Ob eine Minderheit als nützlich oder unnützlich empfunden werde, entscheide allein die Mehrheit. Fülle sie das Urteil »unnützlich«, könne das schnell zum »Vernichtungskrieg gegen die Minderheiten« führen.⁴

Im September 1938 beantragte Lichtenstaedter, seinen betont deutschen, von seinen Eltern als assimilatorische Hilfe gedachten Vornamen Siegfried in Sami umzuwandeln. Da der Antrag-



Die Korrekturen auf der sogenannten Judenkarte, ausgestellt am 8. September 1938, wurden gewiss auf Betreiben Lichtenstaedters vorgenommen: »Sami« statt »Siegfried«, »Ober Reg. Rat a. D.« statt »ehemals Reg. Rat« und als Namensteil »Dr. jur.«. Auf der Rückseite ist vermerkt: »26. 6. 39, Maximilianstraße 9/II b. Schülein« (Damit ist der Zwangsumzug vom St.-Pauls-Platz 6 in die Maximilianstraße gemeint. In beiden Fällen handelte es sich um Sammelwohnungen für Juden.) Der letzte handschriftliche Eintrag lautet: »23. 6. 42 abgereißt« (!) (gemeint ist die Deportation ins KZ Theresienstadt).

steller vor der Errichtung der Standesämter (1876) geboren war, wurde die Änderung den Vorschriften entsprechend – Ordnung muss sein! – im Geburtsregister der Israelitischen Kultusgemeinde Baidersdorf vermerkt, ebenso wie die Zwangsvornamen Sara und Israel für die anderen noch in Deutschland lebenden, hier geborenen Juden jener Jahrgänge. Im Unterschied zu diesen steht dort für Lichtenstaedter: »Gemäß Beschluss des Polizeipräsidiums München vom 13. Oktober 1938, Nr. 37/38, Akt II,

114, wurde angezeigt, dass der am 8.1.1865 in Baidersdorf geborene Oberreg.Rat a.D. Dr. Siegfried Lichtenstaedter, wohnhaft St.-Pauls-Platz, No. 6, anstelle seines bisherigen Vornamens Siegfried den Vornamen ›Sami‹ führt.«

Wie kam Siegfried auf den Ersatznamen Sami? Dieser stand auf der Liste »typisch jüdischer« Vornamen, die das Reichsinnenministerium am 24. August 1938 ziemlich versteckt veröffentlicht hatte.⁵ Wer als Jude oder Jüdin einen dort aufgeführten Namen trug, musste nicht den Zusatzvornamen Israel oder Sara annehmen. Umgekehrt wurden mit dem Erlass besagte Namen (darunter Rachel, Sara, Dan, Amon, Jonathan und Aron) für nichtjüdische Deutsche verboten.

»Deutschstämmige«, die ihren als eindeutig jüdisch klassifizierten Vornamen ablegen wollten, konnten das zeitlich unbeschränkt tun. Der dank des Films »Schindlers Liste« bekannt gewordene Amon Göth, später SS-Hauptsturmführer und Massenmörder im KZ-Plaszow, gehörte zu denen, die auf eine solche Korrektur verzichteten. Auch umgekehrt galt, allerdings nur für gut sechs Wochen, »Anträgen von Juden auf Änderung« des Vornamens und Annahme eines in der Liste aufgeführten jüdischen Namens »zu entsprechen«, sofern diese vor dem 1. Oktober 1938 gestellt würden. Der Jurist Lichtenstaedter ist der einzige mir bekannte deutsche Jude, dem es angesichts der bevorstehenden amtlichen Stigmatisierung als »Siegfried Israel« gelang, sich eingeschränkt selbstbestimmt unter den 128 »jüdischen« männlichen Vornamen einen auszusuchen. Das schien auch den später an seiner Deportation, Enteignung und Ermordung beteiligten Beamten so ungewöhnlich, dass sie ihm in amtlichen Briefen und Urkunden, trotz anderslautender Vorschriften, gleichsam automatisiert den Zusatzvornamen Israel verpassten.

Mit Sicherheit wählte Lichtenstaedter wohlüberlegt den Namen Sami aus – ein sowohl arabischer als auch persischer,

jüdischer und türkischer Vorname. Das gefiel dem passionierten Orientalisten gewiss. Ähnlich wie seine Pseudonyme Emin und Ne'man bedeutet auch Sami: hochgestellt, edelmütig, erhaben, erleuchtet. Im Hebräischen fungiert Sami als Kurzform für Samuel – für den thora-hischen beziehungsweise biblischen Propheten. Dieser hatte immer wieder versucht, die Israeliten mit »energischen und herben« Worten und angesichts starker äußerer Bedrohung zur inneren Umkehr und zum Ende des Götzendienstes zu bewegen. Auch das passte gut.

Lichtenstaedters München

Im Frühjahr 1938 hatte Lichtenstaedter seine gediegen ausgestattete Wohnung in der Münchner Arcisstraße 39/I aufgeben müssen. Wie elf andere jüdische Männer und Frauen wurde er kurzfristig gezwungen, in die Pension Spier am St. Pauls-Platz 6 umzuziehen, um Wohnraum für »deutschblütige« Interessenten frei zu machen. Wenig später musste Sami Lichtenstaedter in das Zimmer einer sogenannten Judenwohnung in der Maximilianstraße 9/II übersiedeln. Am 1. Februar 1942 zwangen ihn städtische Beamte in eine Holzbaracke des Judenlagers München-Milbertshofen, Knorrstraße 148. Von dort wurde er am 25. Juni mit dem Transport II/9–418 in das Konzentrationslager Theresienstadt abgeschoben. Von den 50 an diesem Tag aus München dorthin deportierten Juden überlebten vier.

Immer wieder, verstärkt seit 1918, nahm sich Siegfried Lichtenstaedter den Antisemitismus vor, und zwar den urdeutschen. Dazu passend benutzte er das Pseudonym U. R. Deutsch für sein 1926 veröffentlichtes, argumentativ angelegtes Buch »Briefe an einen antisemitischen Freund«. ⁶ Im selben Jahr erschien unter der von ihm häufig benutzten Maske Dr. Mehemed Emin Efendi das satirische Pendant »Antisemitica – Heite-

res und Ernstes, Wahres und Erdichtetes«. Darin sticht eine hier fast vollständig nachgedruckte Erzählung hervor: die vom jüdischen Gerichtsvollzieher. Im Vorgriff auf das, was sieben Jahre später schnell und doch gleitend geschah, handelt sie davon, wie leicht das halbwegs friedliche Zusammenleben von nichtjüdischer Mehrheit und kleiner jüdischer Minderheit zerbrochen werden kann. Die Geschichte spielt in Anthropopolis. Als dort die Stelle des Gerichtsvollziehers, die einzige in der Stadt, mit einem rundum qualifizierten Juden besetzt wird, »gerät die Gerichtsvollzieherei vollständig in Judenhand«, wie sich nicht wenige der »arischen« Mitbürger empören, die bislang tolerant und weithin freundlich gegenüber den Juden aufgetreten waren. Aus dieser Konstellation entspinnt sich eine erst leise, dann vielfältigere und laute Kampagne, die nach wenigen Monaten in der Forderung endet, man müsse »das ganze Volk Israel unschädlich machen«.

Ausstaffiert mit Eberlbräu, Skat- und Gesangsverein, Opernskandal, vaterländischer Presse, Parlament und Ministern ähnelt Anthropopolis, die Hauptstadt von Anthropopolitanien, Lichtenstaedters München. Die damaligen Münchner Verhältnisse sind mir aus den Erzählungen von Friedrich Schneider (1888–1963) vertraut. Er war mein liebenswerter Großvater, eigentlich das Gegenteil eines Kämpfertyps und wegen seiner Krankheiten kriegsuntauglich. Doch trat er 1926 der NSDAP bei. Kurz zuvor war er als kaufmännischer Angestellter bei der Münchner Waggonfabrik Rathgeber arbeitslos geworden, weil die Reparationslieferungen an Frankreich erfüllt waren, und heuerte als Reisevertreter bei der Firma Imperial Feigenkaffee an. Im sozialen Aufstieg begriffen, wohnten meine Großeltern etwas zu teuer in der Buttermelcherstraße. 1931 entwischte meine damals achtjährige Mutter des Öfteren in das nahe (»jüdische«) Kaufhaus Uhlfelder, denn eine Attraktion ohnegleichen lockte halb München dorthin: die erste Rolltreppe

der Stadt, und sie führte bis zum dritten Stock. Das fand meine Mutter großartig. Doch dann griff ihr Vater ein und bedeutete ihr milde: »Dort gehen wir nicht hin.«⁷ So darf man sich den kleinen, osmotisch verbreiteten Münchner Antisemitismus jener Jahre vorstellen.

Lichtenstaedter griff die Erfahrungen, die er damit machte, immer wieder auf. Ausdrücklich nahm er auf jene Rede Bezug, die der Abgeordnete Dr. Ottmar Rutz vom Völkischen Block am 1. August 1924 im Bayerischen Landtag gehalten hatte. Sie handelt vom »Gesichtspunkt der Verdrängung« durch die Juden, einer zweifellos »begabten Rasse«. Die darin enthaltenen Argumente, Ängste, Schutzbehauptungen, Verdrehungen und Verleumdungen zeigen, in welcher Weise Antisemiten für ihre politischen Programme warben und zugleich behaupteten, sie seien überhaupt keine Antisemiten, sondern stellten lediglich die Tatsache fest, dass Juden andere Menschen übervorteilen und unterdrücken würden.

Um die angeblich bedrohte Mehrheit vor der »begabten« Minderheit zu schützen, musste nach dieser Logik zum Mittel der »Entjudung« gegriffen werden – weder aus Neid noch aus Bosheit, versteht sich, sondern aus einem angeblich nur allzu verständlichen nationalen Schutzinteresse heraus. (Der Kommentar Lichtenstaedters und eine gestraffte Fassung dieser Rede finden sich auf den Seiten 139–157.)

Antisemitische Reden, Zeitungsartikel, Regierungsverlautbarungen, Flugblätter und Gespräche, erlauscht im Amt oder »an einem einsamen Tische im Kaffeehause«, bilden den Stoff, aus dem unser Autor seine Geschichten und Kommentare zum heimatlichen Antisemitismus wob.⁸ Da er unverheiratet blieb, speiste er häufig in Wirtshäusern und schaute, scheinbar in die Zeitung oder in Akten versunken, dem Volk aufs Maul. Möglich, dass er gelegentlich meinen Großvater Friedrich Schneider und dessen Skatbrüder belauschte. Auch im Amt er-

lebte Lichtenstaedter erhebliche Vorbehalte. Als er 1925/26 für 16 Monate vertretungsweise das Direktorium der Bayerischen Rechnungskammer leitete, beschwerte sich ein Untergebener über ihn, den er mehrfach wegen verschiedener Fehler getadelt hatte. Den Grund für seine wiederholten und harscher werdenden Zurechtweisungen des ihm unterstellten Beamten erklärte Lichtenstaedter gegenüber dem Finanzminister in aller Zurückhaltung so: »Man wird annehmen können, dass es (...) für einen Juden schwerer als für einen ›Arier‹ ist, sich Autorität zu verschaffen.«⁹

Im Mai 1931 konstatierte Lichtenstaedter, wie sehr »die breitere Volksmasse« der Deutschen mittlerweile »der Verhetzung und Verblödung« anheimgefallen sei. Deshalb riet er, als er in der Münchner Israelitischen Kultusgemeinde über »Naturschutz und Judentum« sprach, dass »wir«, die Juden, in dieser Frage nicht allzu engagiert in der deutschen Öffentlichkeit auftreten sollten. »Wie nun einmal die Verhältnisse sind«, begründete er, provoziere das dann leicht die folgende der Sache schädliche Reaktion: »Wie? Das Judentum predigt Naturschutz? Also gibt es nur *eine* Lösung: Zerstören, was nur zerstört werden kann, verwüsten, was nur verwüstet werden kann, vernichten, was vernichtet werden kann!«

Der Naturschutz lag Lichtenstaedter schon vor dem Ersten Weltkrieg am Herzen, erst recht aber danach. »Riesengroß, wahrhaft furchtbar«, schrieb er 1932, »sind die Gefahren, die der Natur vonseiten der Menschen drohen, erst durch die unerhörten Fortschritte unserer neueren Kultur geworden.« Die »gesteigerten Bedürfnisse der sogenannten Kulturvölker« – ihre Maschinen, Explosivstoffe und Verkehrsmittel – hätten nicht nur die Möglichkeit, sondern auch »den Wunsch und den *Anreiz* (...) zur Zerstörung und Vernichtung« erzeugt. Zur Rettung der Natur forderte er eine systematische »Naturschutzpolitik – innere und äußere, nationale und internationale, theoretische

und praktische, aber auf allen Gebieten eine planmäßige, systematische, möglichst lückenlose.«¹⁰

Naturschutz umfasste für Lichtenstaedter auch die Menschen bedrohter Kulturen. »Anthropologischer Naturschutz (Schutz der Rassen, Kulturen und Sprachen, namentlich in den Kolonien)« betitelte er einen Vortrag in der Münchener Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, den er am 26. Oktober 1917 hielt. Es ging ihm dabei um die Bewahrung »jener Rassen und Naturvölker, die von der Kultur und anderen Einflüssen zum Aussterben gebracht werden«. Trotz »ungeheurer Schwierigkeiten« und trotz des Krieges forderte er »den Schutz der Eingeborenen« – nicht nur den körperlichen. Darüber hinaus komme es darauf an, sie auch »geistig« und soweit als möglich »in ihrer Eigenart« zu retten: »Kunst und Gewerbe, Sitten und Rechtssatzungen sollten geschützt werden.«¹¹

»Eine eigenartige Persönlichkeit«

Nach eigenen Worten hatte Lichtenstaedter seine ausgeprägte Schreib- und Widerspruchsfreude vom Vater geerbt – von Wolf Lichtenstaedter (1793–1872). Dieser handelte mit Leder und hatte, nachdem seine erste Ehefrau Serafina 1854 gestorben war, Sophie Sulzberger (1834–1929) geheiratet.¹² Neben seinem Brot-erwerb pflegte er die »theologische Gelehrsamkeit«, um »die heiligen Schriften Israels nicht nur zu lesen, sondern gründlich zu verstehen«. Als schriftstellernder »Dilettant der Theologie« hinterfragte er immer wieder herrschende rabbinische Meinungen: »Aber – kann dieses Wort, dieser Satz nicht noch anders gedeutet werden?«¹³ Diese Lust am Zweifel, die Suche nach dem Verborgenen, das sich hinter den verspiegelten Fassaden vermeintlicher Gewissheiten finden lässt, lebte in seinem Sohn Siegfried fort.